

Reisegefährten.

Von F. St. Günther.

Zehn Personen füllen das enge, mit seiner dumpfen Luft, seinen schmutzig-braunen Holzänden, seinen schmalen, harten Sitzbänken und seinem viel zu kleinen Fenster an eine Kerkerkelle gemahnende Wagenabteil dritter Klasse des am Nachmittag vom Westbahnhof abgehenden Fernzuges; füllen es, buchstäblich Schulter an Schulter, mit ihren Leibern, ihrem Gebäd, ihrer körperlichen Ausstrahlung und ihren misgünstigen Reden.

„Das is halt amal foa Wirtschaft nit,“ jaat, der Canalir zunächst sitzend, ein ländlich geformeter, vierjähriger Mann mit dicken Siegelringen an den lobigen Fingern und einem Virginiahummel im Mund. „Das is foa Wirtschaft nit bei uns!“

„Oder höchstens a Saunwirtschaft!“ stimmt ihm sein Gegenüber, das, ebenfalls männlichen Geschlechts, doch jünger und minder stämmig, durch Jackett, tief ausgeschnittene Weste, verknüpfte Hemdbrust und frohbewulgte Knöpfeschuhe seine städtische Kostüm bekundet, sarkastisch bei. Und dreht sich aus einer gefüllten Blechschachtel mit wunderbarer Kunstfertigkeit eine Zigarette.

Die hagere, schwarzgewandete Frau aber, die sich mit dem Recht der Ehegattin an den Vierstündigen lehnt, sagt ihre Zustimmung in folgende Worte:

„Die oan' all's und die andern nit, das is eh'n das Niederträchtige... Hunger hab'n mir freilich foan' a'litten, die acht Täg', was mir jetzten in Bean war'n, mir nit — aber das schreckbar viele Geld, was mir anbaut hab'n! Gel, Böldl?“

Der zum Zeugen angerufene Böldl faugt heftig an seiner Virginia und nickt kummer-schwer.

Netzt ergreift die Nachbarin und Lebensgefährtin des Zigarettenstokers, eine von Anmut und Jugend nicht geplagte, aber durch einen sehr intensiven Wohlgeruch und viel Gold in den Vorderzähnen auffallende Dame, das Wort:

„Net mehr schön is's, net mehr schön! Mei' Mann hat ja kan' schlechten Posten als Zählkellner, a'wis net, all's, was wahr is — aber was ma' jetzten brauchet, um daß ma' die Bucherpreis zahl'n kann, das wird scho' bald nimmer zum leichten sein... So kan' net aus Wien, gel'n S'?“

„O na,“ antwortet der Mann mit den Siegelringen. „I hab' an' Holzhandel in — na, So werd'n den Ort nit kennen, bei Wels halt. In Bean a'fallet's mir ja a'rad nit übel, aber dahoom...“

„Dahoom,“ ruft seine Gattin dazwischen, „dahoom hat ma' halt do' all's im Haus, was ma' in' Hotel fünfdeuer zahl'n muß und oft nur hoamli kriagt, als wann i oan' s' schenkeren!“

„Leicht is' s' net in Bean,“ seufzt die Zählkellnergattin, „wann ma' natürlich a da und dorten seine Bekannten hat, dö auf an' schau'n... Mei' Mann hat a paar Täg' frei kriagt, er brauchet a Erholung und i scho gar, da fahr'n m'r g'schwind wieder amal nach Mariazell.“

„Nach Mariazell? Da fahr'n mir ja miteinander!“ meldet sich jetzt neben ihr eine runde, heftig transpirierende Dame mit großen Oberhäupten einer dreiföpfigen Familie, die außer ihr noch aus einem hochaufgeschossenen, etwa sechzehnjährigen, kokett herausgeputzten Fräulein und einem glatzköpfigen, stumpfsinnig und schlaghaft dreinblickenden Herrn besteht. „Mir fahr'n a nach Mariazell. A bitterl a Ausspannung brauchet der Mensch, da hab'n S' ganz recht. Aldann hab' i halt mei' G'mischwareng'schäft zug'wirrt, die Kundschaften verrennen s' heutigtags net so g'schwind, dö warten sch' und kommen wieder...“

Am herabgelassenen Fenster sitzt eine blasse junge Frau, deren eingefallene Wangen, flache Brust und bei aller mühsamen Nettigkeit recht abgetragenes Kleid lauter von ihrer wirtschaftlichen Lage sprechen als tausend eindringliche Worte; ihr gegenüber ein strohblonder Bub und ein kurzköpfiges blondes Mädchen, jener in schulpflichtigem, dieses in vorerschulpflichtigem Alter, beide sichtlich „unterernährt“, wie der plötzlich zu solcher ungeheurer Popularität gelangte wissenschaftliche Ausdruck lautet, beide mit Holzsandalen an den dünnen Weindchen.

„In Mariazell soll' s' aber ickten gar fürchtbar teuer sein,“ mischt sich die Frau schüchtern ins Gespräch.

„Mein Gott, das is's ja überall... Das spielt scho' fa Koll'n net mehr... Dafür hat ma' die schöne Gegend und die quate Luft,“ meint der Zählkellner überlegen, dabei eine neue Zigarette „wuzelnd“.

„No ja, freilich“ gibt die Frau beschämt zu. „Vor zehn, elf Jahr' war i auch dorten, mit mein' Mann. Seitdem nimmer.“

„Wo fahr'n S' denn hin?“ fragt die Zählkellnergattin.

„Nach Wilhelmsburg fähr' i die Kinder, zu der Großmutter, die hat a Kan's Häusel und zwei Gäß und a Kroutgartel, da nimmi i halt die Kinder in Gott's Nam' auf a Wochen, bevor die Schul' angeht, daß i do' auch a bißl was hab'n vom Sommer. I bleib' net dort, i fahr' alei' wieder r'uck zu mein' Mann.“

„Was is denn nacher Wner Mann?“ erkundigt sich jetzt die Gemahlin des Holzhandlers.

„A Postbeamter,“ antwortet die blasse junge Frau seufzend und ein wenig errötend. „Schwere Zeiten sind das jetzt für unsereins!“

„Für an' jeden, mei' liebe Frau!“ jaat die Zählkellnergattin streng.

Und die schwächende Gemischtwarenhändlerin bemerkt weise:

„Es hot kaner was z' lachen vom Mittelstand. Die Steuern werd'n alle Tag' höher —“

die Beamten kriag'n allertweil' höhere Qualagen — was willst denn, Rosa?“

Fräulein Rosa kiffert der Mutter etwas ins geschmeibehelastete Ohr. Die Mutter nickt ältlich, holt eine Tasche, die bisher halbverborgen unter der Sitzbank stand, hervor und teilt mächtige, klammige Bonidwuchsteln aus, eine der Töchter, eine sich selber, auch eine ihrem gierig danach greifenden, schweigenden Eheherrn.

„Die Steuern werd'n immer höher —“ fährt sie dann kauernd fort, aber der Holzhändler aus der Umgebung von Wels unterbricht sie: „No, und ob! Narrisch hoch! Rein's letzte Gemmat möchten i oan' von Leib reißen, dö Großkopferten... Du, i hatt' ah scho an' loan' Appetit!“

Bereithwillig entschließt seine Gattin ein Paket, das sie auf den Knien hält. Ein „Trium“ Salami kommt zum Vorschein. Der Mann schmerdet sich mit einem scharfen Taschenmesser ein tüchtiges Stück davon ab:

„Wann's uns nur nit z'weu' wird! Mit hätten eigentli' do' mehr mitnehma soll'n!“

Und nach einer Weile schmazenden Genießens langt er auf das Gebäd Brett über sich und erwischt mit sicherem Griff eine große, dunkelgrüne Flasche, die er entkorkt und mit traurig an die Nase hält:

„Werd'n m'r halt schau'n, ob er sein' Preis wert is, der Böbinger!“

Jetzt spüren auch der Zählkellner und seine Gemahlin Hunger. Glücklicherweise sind sie in der Lage, ihn sofort zu stillen, mit Schmalz und weikem Brot, welsch letzteres die Frau eigenhändig gebacken hat.

„Von dem Mehl, was ma' auf die Mehlarten kriagt, natürl' net,“ erläutert sie mit vielstimmigem Lächeln.

Der Bub am Fenster und das kleine Mädchen machen verlangende Augen nach den Schmausenden hin, schlagen sie aber, als es ihnen ein strenger Blick der Mutter verweist, rasch und verlegen zu Boden.

Davon gerührt, greift die Mutter nach einigem Zögern in ihr Nesttäschchen und reicht jedem der zwei Kinder ein Stück Brot, ein geradezu winziges Stückchen und schon von weitem als echtestes, allen behördlichen Vorschriften entsprechendes Kriegsbrot erkennbar. Sie selbst nimmt sich keines.

„Wir müssen schau'n, daß wir auskommen bis Wilhelmsburg,“ sagt sie leise.

Die Stimme des Zählkellners übertönt sie.

„Der Bucher, wann der net war!“ ruft er so laut, wie es sein voller Mund gestattet.

„Und der Schleichhandel! Und das Preisüberbieten!“ verpflichtet ihm die Gattin bei. „A bißl gar z'fett is's, das O'selchte...“

„Ja, wenn's eh'n das Geld ins Haus schreibt...“ bemerkt aphoristisch und philosophisch die bessere Hälfte des Holzhändlers und borgt sich von ihm zum fünftenmal das Taschenmesser.

„Die Millionär' werd'n freilich allweil' mehrer,“ sagt dieser und leckt die Lippen. „Guat is er, der Böbinger, meiner Seel'... Aber die Bettler halt ad.“

Die Gemischtwarenhändlerin streut aus einer Düte Staubhauder auf ihre Wuchtel und gibt der Tochter eine zweite mit den Worten:

„Schwenn i net a paar aufhängen...“

Den Nachsatz macht ein plötzliches chrenbetäubendes Gefurr und Geräusch unverständlich. Ein Silzug saust vorüber, gegen Wien zu.

„Da — da — da — sitzen i drin, dö — dö — dö Preistreiber und Kriegsgewinner und La — La — Taschenierer,“ stottert jetzt der Mann der Gemischtwarenhändlerin, und da er bisher noch kein Sterbenswörtlein geäußert hat, so ist's gerade, als hätte ein Wunder einen Stummen redend gemacht. „Dö — dö — dö — fahr'n nobler als wie mir, dö — dö — dö — fahr'n erichte Klaff! Dö — dö — dö's O'find'!“

Und er weist mit der einen Hand durchs Fenster, während er von den Fingern der anderen sparsam die Powidreste schleckt.

Vielsinniger, einmütiger Beifall folgt seiner mannhaften Rede, untermischt mit fastigen Neuerungen der Empörung, die kein Häcker oder Staatsanwalt hören dürfte.

Nur die Frau am Fenster, die Frau des Postbeamten, und ihre beiden Kinder sagen nichts. Diese knabbern andächtig an ihrem letzten Bissen Brot, ängstlich bemüht, durch keinen unschuldigen Blick nach ihren schmausenden Reisegefährten der Mutter Tadel hervorzurufen.

Und jene starrt wortlos zum Fenster hinaus, wortlos, mit brennenden Augen und stechendem Herzen...